In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 69. Posen, den 14. September 1927. Nr. 69.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brockdorff.

12. Fortsetzung.

Ihre Augen hatten ein heißes Leuchten.

„Mit Erfolg läßt sich alles übertäuben. Auch die Angst — —. Nicht wahr, es ist im Grunde so lächerlich, Angst zu haben? Natürlich sind es die Nerven! — Können Sie sich übrigens vorstellen, daß ich mich vor dem Sterben fürchte? Seit jenem Autounfalle, von dem in dem gräßlichen Zeitungsausschnitte vorhin die Rede war, fürchte ich mich. Seitdem ich den zerschmetterten Körper der jungen Frau gesehen habe. — Können Sie sich vorstellen, daß dieser Eindruck mich antrieb, meine Reise nach Amerika zu beschleunigen?"

Arne nickte. Die lockende rote Blume schien zu winken; aber sein Herz schlug so heftig, daß er nicht imstande war, eine einzige Bewegung zu machen, aus Furcht, es könnte zerspringen!

„Doch — ich begreife es vollkommen, Fräulein de Boor! Ich begreife alles!"

Melisses Zügen erhellten sich, als empfingen sie ein Geschenk, und wurden gleich darauf wieder müde und gleichgültig.

„Kommen Sie," sagte sie aufstehend, „es wird kalt!"

Sie wanderten ein Stückchen in den Anlagen zwischen den Kinderwagen und den pelzverhüllten Damen dahin. Die Sonne hatte sich verschleiert; ein zarter, bläulicher Nebel schwamm über dem Wasser.

„Die Sonne im Januar hat soviel Trügerisches," sagte Melisse. „Es ist, als ob sie uns an ein Glück glauben machen wollte, das doch nicht da ist —."

Arne warf einen verstohlenen Blick auf die Uhr.

„Noch vier Stunden," dachte er. „Was für eine armselige Galgenfrist sind vier Stunden, von denen jede nur sechzig Minuten besitzt wie ihre gleichgültigen Schwestern." —

Melisse war stehen geblieben und fragte:

„Wollen wir nach Coney Island hinausfahren —?"

„Wenn Sie es wünschen, — selbstverständlich, Fräulein de Boor."

„Kennen Sie Coney Island?"

„Noch nicht —!"

„Ich bin vor ein paar Tagen draußen gewesen. An einem Tage, an dem ich innerlich so einsam war, daß ich den Anblick der Menschen nicht zu ertragen vermochte. — Es liegt gerade um diese Jahreszeit eine sonderbare Stimmung über Coney Island. Aschermittwoch-Stimmung möchte ich sagen. Wie in einem Ballsaale am Morgen nach dem Feste. — Und wahrhaftig: es gibt Stunden, in denen einem eine derartige Stimmung wunderbar gut tun kann."

Sie lachte, als wollte sie den Eindruck ihrer Worte verwischen und schloß die Knöpfe ihres Mantels.

Arne rief ein leeres Auto an, das eben vorüberfuhr.

„Wollen wir ein Auto nehmen?" fragte Melisse.

Arne glaubte, sie zu verstehen und errötete heftig.

„Nein — denken Sie nichts Falsches —," sagte sie hastig. — „Aber ich habe ein Vorurteil gegen Automobile. — Seit jenem Unglücksfalle, von dem ich Ihnen erzählte.

Ihr Gesicht zeigte plötzlich einen Ausdruck, als ob sie friere.

Das Auto hielt.

„Aber natürlich ist das nur ein lächerliches Vorurteil," sagte Melisse und stieg entschlossen in den Wagen.

„Warum sind Sie heute so schweigsam?" fragte sie, als das Auto sich in Bewegung setzte. „Das letztemal waren Sie fröhlicher, draufgängerischer, eroberungslustiger."

„Ich habe inzwischen mancherlei erlebt, Fräulein de Boor."

Sie begegnete seinem Blick, in dem hinter Schleiern ein unruhiges Feuer flackerte.

„Was haben Sie erlebt?" wiederholte sie unsicher.

„Ich habe vor ein paar Tagen in einer Zeitung ein Bild von Mrs. Atherton gesehen," sagte Arne, fast gegen seinen Willen, aus einer sonderbar wunden Stimmung heraus, in der sich Begehren und Mutlosigkeit miteinander mischten. Irgend etwas in ihm — ein Gefühl von Bitterkeit oder Haß — hatte ihm den Namen Atherton auf die Lippen gedrängt. Jetzt bemerkte er, daß Melisse erblaßte.

„Ja —," erwiderte sie langsam und nestelte an ihren Handschuhen, während sie ihre Blicke durch das Fenster schweifen ließ. — „Wußten Sie nicht, daß Atherton verheiratet ist?" —

„Woher hätte ich es wissen sollen?" fragte er.

Sie streifte gedankenlos den rechten Handschuh von den Fingern, und Arne sah, daß ihre Hände zitterten.

Plötzlich legte sie ihre Linke auf Arnes Arm.

„Hassen Sie ihn?" fragte sie halblaut und mit einem rätselhaften Ausdrucke um den Mund. „Hassen Sie Atherton, weil er mich zu seiner Geliebten gemacht hat?" Das Zittern ihrer Hand teilte sich Arne mit und rann wie elektrische Wellen durch seinen Körper.

„Ja — ich hasse ihn!" flüsterte er fast unhörbar. Sein Gesicht glühte. Melisses roter Mund war sehr nahe. — Aber dazwischen schoß es ihm plötzlich durch den Kopf, daß die lockende rote Blume im Märchen giftig gewesen wäre. Athertons kantiges Bulldoggengesicht schob sich zwischen ihn und Melisse.

Melisses Hand tastete an seinem Aermel abwärts und blieb schließlich wie ein kühles Blumenblatt auf seinem Handrücken liegen. Aber plötzlich zog Melisse ihre Hand wieder zurück und brach in ein Gelächter aus.

„Was für sonderbare Gespräche wir führen! Wir sollten vom Abschiede reden und davon, wann wir uns einmal wiedersehen werden. — Sie werden auf alle Fälle in Neuyork bleiben, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, ob ich in Neuyork bleiben werde, Fräulein de Boor!" — Es erschien ihm so unwahrscheinlich, in Neuyork zu bleiben, wenn Melisse fort war.

„Ja, Sie werden bleiben!" rief Melisse mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit. „Ich will, daß Sie bleiben! — Wir werden uns wiedersehen, wenn ich von meiner

Reise zurückkehre. — Vielleicht hat dann schon alles ein Ende!“

„Was soll ein Ende haben?“

„Ach — nichts! — Das ist so eine dumme Hoffnung, die natürlich nicht in Erfüllung geht. Welche von unseren Hoffnungen geht überhaupt in Erfüllung? — Nein, nichts wird ein Ende haben; aber wahrscheinlich wird die Kritik meiner Konzertreise günstig sein, und später kann ich mir ein paar Wochen Erholung in Neuyork gönnen. — Darauf wollen wir warten, nicht wahr?“

Sie lächelte und schloß die Augen. Arne starrte verwundert, ungläubig und in ungestüm aufbrechender Erkenntnis in ihr Gesicht.

Und plötzlich beugte er sich vor und bedeckte dieses Gesicht mit irrsinnigen Küssen. —

Melisse wehrte sich nicht, aber Arne fühlte, daß sie zitterte.

„Liebst du mich?“ fragte er.

Sie entzog sich ihm, wurde auf einmal sehr ernst und haschte mit einer zärtlichen und mütterlichen Bewegung nach seiner Hand.

„Ich habe bisweilen das Gefühl, als ob du mir helfen könntest —,“ flüsterte sie.

„Wie sollte ich dir helfen?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, Arne! — Wahrscheinlich kannst du mir auch gar nicht helfen. Aber es ist so viel Starkes, Festes und Unbekümmertes in dir. — Ich spürte es schon damals auf dem Schiffe. Bei mir ist alles schwankend und haltlos. Ich halte keinen geraden Kurs. Ich laufe immer im Zickzack. — Ich bin sozusagen in dieses Leben mit geschlossenen Augen hineingesprungen. Nun möchte ich bisweilen zurück, obwohl ich schon damals hätte wissen müssen, daß es kein Zurück mehr gibt.“ — —

Arne blickte mit heißen Augen auf ihren Mund.

„Liebst du Atherton?“ fragte er.

Sie lachte auf, wurde gleich darauf sehr ernst und strich wieder mitleidig und zärtlich über seine Hand.

„Wir wollen heute nicht von Atherton sprechen!“ —

Ihre Haare streiften seine Wange. Ihre Lippen berührten die seinen und schienen sich in einem wilden Kusse an ihn zu klammern. Arne mußte an die Vision denken, die er in dieser Nacht von Melisse gehabt hatte. Er sah sie wieder mit ausgestreckten Armen vor sich stehen, als wäre sie in Not.

„Ich will dir helfen!“ flüsterte er, als ihre Lippen sich endlich von den seinen lösten. „Willst du, daß ich Atherton töte, um dir zu helfen!“

„Was redest du da?“

Melisse sprach laut und erschrocken und starrte Arne mit seltsamen verschleierten Augen an.

„Wer spricht von töten? Was ist das für ein Gedanke! — Was für ein toller, lächerlicher, unsinniger Gedanke? Willst du uns beide vernichten?“

Sie sah sein bestürztes Gesicht, beruhigte sich und strich mit zitternden Fingern über sein Haar.

„Was für ein Kind bist du! — Du wirst noch viel zu lernen haben, fürchte ich —“

„Wir alle werden zu lernen haben, Melisse —“

Er sah sie an, als ob er etwas von ihr forderte. Ihre Hände glitten langsam von seinem Haar herab und lagen dann wieder still in ihrem Schoße.

„Nicht jeder hat Talent zum Lernen,“ sagte sie langsam, während ihre Blicke, Arnes Augen ausweichend, mit verstörtem Ausdrucke durch das Wagenfenster schweifen.

„Wenn ich reich wäre —,“ dachte Arne und atmete mit geschlossenen Augen den tropischen Duft, der Melisses Kleidern entströmte. — „Wenn ich reich wäre, würde ich mir ein Haus zwischen Palmen, Farnen und riesigen Orchideen bauen und mit Melisse in die Einsamkeit fliehen. — Aber vielleicht würde Melisse sich dann nach Atherton sehnen —“

Er öffnete die Augen wieder und erwachte gleichsam.

Melisse saß still und blaß neben ihm. Der Wagen fuhr durch breite und offene Straßen mit niederen Häusern, von deren Dächern der Schnee tropfte. Es waren Sommervillen und Bungalows, die einen traurigen und verlassenen Eindruck machten. —

Dann waren sie in Cony Island und schritten die lange Promenade zwischen den verödeten Vergnügungsetablissements entlang. Die Sonne senkte sich gegen Westen und goß Ströme roten, zitternden Lichtes über die Welt. Melisses Züge trugen einen rosigen Schimmer, und Arne hielt ihren Arm in den seinen gepreßt, als fürchte er sich davor, sie zu verlieren.

Er dachte daran, wie grau die Welt wäre, wenn Melisse Neuyork verlassen haben würde. Er erwog Pläne, nach Chicago zu gelangen und dort Arbeit als Nachtwächter oder Straßenkehrer zu suchen. Denn Melisse hatte ihm erzählt, daß sie wahrscheinlich zweimal in Chicago auftreten würde. Er überrechnete zum zehnten Male seine Barschaft und empfand alle Qualen der Armut, die sein Vorhaben von vornherein am Geldpunkte scheitern lassen mußte.

„Du bist traurig!“ sagte Melisse und strich wieder mit ihrer kühlen und doch zärtlichen Bewegung über seine Hand.

„Wirst du mir schreiben?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich hasse Briefe. Jedes Gefühl erstarrt, wenn es in Buchstaben gegossen wird Nein — ich werde dir nicht schreiben! — Nur depeschieren, wenn ich zurückkomme —“

Sie sah sich wieder um. Es war still und einsam um sie her. Sie gingen am Strande entlang, und die Sonne hing wie ein rotglühender Ball am Rande des blaudunstigen Himmels. In der Ferne sah man die Umrisse eines Schiffes sich langsam in Dunst auflösen. Arne warf einen Blick auf seine Uhr und erschrak. Es war einige Minuten nach vier. Um sechs mußte er in Brooklyn sein. Gab es nicht irgend etwas Tolles und Unerhörtes, das man vollbringen konnte, um diese Stunde mit Ketten zu fesseln?

„Woran denkst du?“ fragte Melisse.

„An dich!“ flüsterte er. „An den Abschied. — Und immer wieder an dich.“ — Und dann erzählte er von der Vision der letzten Nacht, von jener Vision, die ihn gezwungen hatte, heute zu Melisse zu gehen. Er sprach abgerissen und mit rauher Stimme. Melisse lauschte, blickte von Zeit zu Zeit nach der Stelle, wo der Ozeandampfer verschwunden war, und hatte ein verlorenes und abwesendes Lächeln.

Die Sonne stand dicht über dem Wasser; sie war ein roter, erlöschender Ball, dessen Glut in sich selbst zurückzukriechen schien. Ein Streifen dunkelflüssigen Rots schwamm wie Oel auf dem Wasser.

„Wie Blut!“ sagte Melisse und preßte sich enger an Arnes Arm.

In diesem Augenblick erblickten beide eine schmale, dunkle Gestalt, die unvermittelt im Zwielicht des Strandweges aufgetaucht war und ebenso plötzlich, gleichsam von der Erde aufgesogen, wieder verschwand.

„Doktor Mertz!“ flüsterte Arne und fühlte deutlich ein Zittern in seinen Knien, obwohl er nicht begriff, warum er in dieser Sekunde vor dem Anblick des Doktors zitterte.

Melisse war sehr blaß geworden.

„Meinst du wirklich, daß es Doktor Mertz gewesen ist, Arne?“

„Es kann eine Täuschung gewesen sein, Melisse! — Welchen Grund sollte Doktor Mertz haben, um diese Jahreszeit nach Cony Island hinauszufahren?“

„Meinst du nicht —,“ Melisse sprach leise, wie ein Kind, das durch das Grauen vor dem Unbekannten am lauten Sprechen gehindert wird —, „meinst du nicht, daß er uns gefolgt sein könnte?“

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Theodor Vischer.

Zu seinem 40. Todestage am 14. September 1927.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Friedrich Theodor Vischer, auf den die Schwaben mit vollstem Recht ganz ungeheuer stolz sind, ist die verkörperte Vielseitigkeit gewesen. Als Theologe bestieg er die Lehrkanzel, als Professor der Aesthetik beendete er sein schaffensreiches Leben; ästhetische Fach- und Streitschriften, ein höchst bedeutsamer Roman, feinsinnigste Lyrik konnte er hinterlassen; als energischer Politiker schuf er sich Nachruhm, und sogar um die dramatische Muse hatte er geworben.

Er war ein Sohn Ludwigsburgs, wo er sich am 30. Juni 1807 in die Stammrolle der Erdenbürger eintragen ließ. An die Ludwigsburger Gymnasialjahre schlossen sich von 1821 bis 1825 Blaubeurer Seminarjahre an, in welchem Jahre der zukünftige Theologie ins Tübinger Stift eintrat. Hier setzen bereits die philosophischen Studien ein und mögen manchmal die theologischen ganz gehörig überwuchert haben, und zur gleichen Zeit entstehen herzhaft derbe Volkslieder im Bänkelsängerton, gereimte Schauer- und Mordtaten, wie etwa „Leben und Tod des Joseph Brehm, gewesten Helfers zu Reutlingen“. Im Jahre 1830 wird Vischer Vikar in Horrheim bei Vaihingen und im Herbst 1831 Repetent im Seminar zu Maulbronn; und an beiden Orten fand er reichlich Zeit zur Fortsetzung seiner philosophischen Studien. Das Jahr 1832 führte Vischer nach Göttingen, Berlin, Dresden, Wien, München und nach Tirol, wo überall seine Neigung zur Kunst reiche Nahrung fand. Im Jahre 1833 wurde er dann auf den Posten eines Repetenten am Tübinger Seminar berufen, den er bis zum Jahre 1836 inne hatte. In diesem Jahre habilitierte er sich in der philosophischen Fakultät, nachdem er der Theologie Valet gesagt hatte. Bereits im folgenden Jahre wurde er außerordentlicher Professor der Aesthetik und der deutschen Literaturgeschichte, und nachdem seine bahnbrechende Schrift „Ueber das Erhabene und Komische“ erschienen war, trat er 1839 eine Reise durch Italien, Sizilien und Griechenland an, die er bis zum Herbst 1840 ausdehnte, um dann 1843 eine Kunstreise durch Oberitalien anzuschließen. 1844 wurde Fr. Th. Vischer dann ordentlicher Professor in Tübingen und bei seiner Antrittsrede im November dieses Jahres griff er bekanntlich alle Gegner freien Denkens so scharf und rücksichtslos an, daß er selbst den sofort einsetzenden Gegenangriffen zunächst erliegen mußte. Seine Gegner hatten nämlich zu dieser Antrittsrede auch noch Stellen aus den kurz vorher erschienenen „Kritischen Gängen“ gesellt und dem Minister Schlayer derart zugesetzt, daß dieser gezwungen wurde, Vischer für die Dauer von zwei Jahren zu suspendieren, eine Maßregel, die am schärfsten die Universität und ihre Studenten betraf.

Ungefähr mit der Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit Vischers im Jahre 1847 fiel der Beginn seiner politischen Tätigkeit zusammen. Wurde er doch im Frühjahr 1848 vom Wahlkreis Reutlingen-Urach in die Deutsche Nationalversammlung entsandt, in der er zur gemäßigten Linken gehörte und stets für Großdeutschland, zuletzt unter Führung Preußens, eintrat. Er gehörte auch dem Stuttgarter Rumpfparlament an und focht Seite an Seite mit Ludwig Uhland gegen den sonderbaren Plan der Majorität, von Württemberg aus Deutschland zu revolutionieren. Bis zum Jahre 1855 blieb Vischer in Tübingen; dann folgte er einem Ruf nach Zürich, wo er einen äußerst dankbaren internationalen Hörerkreis fand. 1866 konnte man den Stockschwaben jedoch seiner Heimat zurückgewinnen. Gleichzeitig übernahm Vischer die ordentliche Professur der Aesthetik und deutschen Literatur an der Tübinger Universität und der Technischen Hochschule in Stuttgart. Das Doppellehramt hemmte jedoch seine schriftstellerische Tätigkeit, so daß er vom Jahre 1869 ab nur noch in Stuttgart lehrte und lebte.

Von den wissenschaftlichen Werken Vischers muß an erster Stelle sein Standartwerk „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen“ genannt werden, in dem auf metaphysisch-Hegelscher Grundlage die Entwicklung der spekulativen Aesthetik von Kant bis Hegel zusammengefaßt ist; das Schöne wird als die „Idee in sinnlicher Erscheinung“ bestimmt; die Dialektik ist wie in den beiden Folgen der „Kritischen Gänge“ an Hegel geschult. Höchst bedeutsam sind die Shakespeare-Vorträge Vischers und seine Ausdeutung von Goethes „Faust I“. Um so schärfer verspottete er unbegreiflicherweise unter dem Pseudonym Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinski den zweiten Teil des „Faust“, indem er einen „Faust, der Tragödie dritter Teil“ edierte, eine zwar geistreiche, aber überaus bissige Satire, der freilich die köstlichen „Epigramme aus Baden-Baden“ an Gift und Galle in nichts nachstehen. Recht boshaft, wenn auch geistsprühend, ist das Heldengedicht „Der Deutsche Krieg 1870/71“. Das belletristische Hauptwerk Vischers war und bleibt aber sein Jean Paulscher Roman „Auch Einer“ (wie Vischers Hauptwerke sorgsam bearbeitet und preiswert bei Reclam oder bei Hesse und Becker, Leipzig), in dem die archaisierende Neigung der Zeit verspottet wird. Gar beachtlich sind freilich auch die „Lyrischen Gänge“, die Naturschilderungen von ausgesuchter Schönheit enthalten.

Zirili.

Eine Schlangengeschichte von E. Wittich.

„Zirili“ war nur eine harmlose Ringelnatter, die einem alten Zigeuner gehörte. Aber ein ungewöhnliches, über ein Meter langes, schönes Exemplar und gar kluges Tier. Der Zigeuner, welcher ein großer Tierfreund war und besondere Freude an Tieren hatte — zumal an den unschädlichen Ringelnattern, für deren Schonung er bei jeder Gelegenheit warm eintrat — pflegte und zog sie einst auf.

Das Tier war so zahm, daß es bei schönem Wetter morgens vom Halteplatz der Wagen aus auf Nahrungssuche in die Felder, Gärten und Wiesen ausging und abends zurückkehrte. Im Wagen war oberhalb des Ofens ein kleiner Käfig mit dem Heft für die Schlange angebracht, und von da aus führte ein dicker Baumast zum Boden, den die Schlange beim weggehen und bei der Heimreise als Treppe benutzte. Früh morgens ringelte sie sich hinab und wartete solange, bis man sie hinausließ oder bis jemand zufällig die Tür öffnete, welch günstigen Augenblick sie sofort benutzte, um hinauszuschlüpfen.

„Zirili“ war das Lieblingstier der ganzen Gesellschaft und gab viel Stoff zur Unterhaltung. Willig folgte sie jedem auf Wort und Pfiff, aber eine geradezu rührende Anhänglichkeit bekundete sie gegen ihren Herrn. Diesem war sie treu ergeben, treuer als manche Menschen und vom ersten Tage an, hatte sie ihre ganze Liebe auf ihn übertragen.

Das treue Tier las ihm sozusagen jeden Wunsch an den Augen ab und folgte ihm auf den leisesten Pfiff und Wink. Mit ihm wäre sie bis ans Ende der Welt gegangen. Ging der Zigeuner irgendwohin, wo er „Zirili“, wie sonst nicht mitnehmen konnte, so nahmen beide erst herzlich Abschied nicht ohne ein Küßchen von ihrer Seite. War er aber genötigt, einige Tage abwesend zu sein, so war das sonst muntere Tier wie umgewandelt, lag traurig und trübsinnig in seinem Heft und ließ sich weder hören noch sehen. Bei der Rückkehr seines geliebten Herrn aber, gebärdete es sich wie närrisch, gab seiner Freude über das Wiedersehen durch allerlei tolle Bewegungen Ausdruck und richtete sich blitzschnell mit dem halben Oberkörper kerzengerade in die Höhe, wobei es freudig aufgeregt einen pfeifenden Ton hören ließ.

Der Besitzer pflegte „Zirili“ zuweilen auch gern in Wirtschaften zu zeigen. Gewöhnlich hatte er sie dann zum großen Erstaunen der Gäste durch die weiten Knopflöcher seiner Jägerjoppe gezogen, so daß das lebhafte Köpfchen mit dem rastlos bewegten Zünglein, wie eine riesige Krawattennadel oben am Halse herausschaute. Oder er hatte sie in einer eigens dazu auf der Innenseite der Joppe angebrachten Tasche versteckt und setzte sich ruhig an den Gasttisch. Da kam dann auf einmal das züngelnde und zischende Köpfchen unter der Joppe fhervor, und die klugen Aeuglein suchten den Weg zum — Bierglas des Herrn, denn „Zirili“ hatte eine große Vorliebe für Alkohol. In zierlichen Zügen genehmigte sie sich dann auch einen Trunk. Wie rissen die unwissenden Landleute die Augen auf ob der zahmen Schlange, die sie natürlich für giftig hielten. Aber sehr mit Unrecht, wie sie sich jetzt überzeugen konnten! Hatte „Zirili“ ihren Durst gelöscht, dann ringelte sie sich am Körper ihres Herrn empor und bedankte sich jedesmal durch einen Kuß. Zum großen Ergötzen selbst der Bauern, die ihre Gesichter zu einem freundlichen Grinsen verzogen und von nun an das kluge Tierchen mit Interesse betrachteten. War so der Pflicht der Dankbarkeit genügt, so schlang sich die Natter um den Hals ihres Besitzers und legte das Köpfchen an dessen Wange, denn das war ihre Lieblingsstellung. — Und war doch nur eine Schlange, eines der minderen Tiere, denen so viele Menschen jedes Seelenleben absprechen!

Wanderfalken.

Wo ist der Weltreisende, der von sich behaupten kann, in der Polarzone ebenso zu Hause zu sein wie in Südnubien und dem Ostsudan, wie in China und Indien, in Amerika und Australien? Keiner von all den Männen, die unsere Erde durchstreifen, kann sich mit dem Wanderfalken messen, diesem Vogel, der seinen Namen sehr mit Recht trägt, der die weite Reise nicht scheut, um sich in den Sommermonaten im höchsten Norden aufzuhalten, dort zu brüten und alsdann, nach beendetem Brutgeschäft, von neuem gen Süden zu fliegen, und zwar meist bis Südeuropa. Seltsamerweise haben die Weibchen einen stärker entwickelten Reisetrieb als die Männchen, die sehr oft — wahrscheinlich aus Bequemlichkeit — in nördlicheren Gegenden überwintern, während das Weibchen mit den Zugvögeln schwärmt, die nach ihrer Winterfrische aufzubrechen beginnen, das Mittelmeer überfliegt und weiter nach Afrika und Asien zieht. Im nordöstlichen Afrika ist der Wanderfalke während des Winters an allen Seen und im ganzen Stromgebiet des Nils zu finden. Man hält seine Ausdauer und Leistungsfähigkeit beim Fliegen für so groß, daß man von ihm annimmt, daß er in einem einzigen Tage das Mittelmeer überfliegen kann. In unseren Städten findet man ihn vielfach auf Kirchtürmen und hohen Gebäuden, und zwar bleibt er hier häufig auch im Sommer, um hier zu brüten. Der Falkenstein im Thüringer Walde trägt seinen Namen nicht zu Unrecht, denn seit undenklichen Zeiten nistet dort ein Wanderfalkenpaar. Daß man den Wanderfalken in allen Gegenden der Welt findet, erklärt sich sicher daraus, daß er ungeheuer anpassungsfähig ist. Auf der Steppe fühlt er sich ebenso wohl wie im Gebirge, auf Türmen weilt er nicht minder gern als auf Felsenwänden. Also ein Reisender, wie ihn jeder Gastwirt mit Freude begrüßen würde. Prätentionen kennt er nicht!

Wenn man seinen Flug beobachtet, so bemerkt man, daß er außerordentlich schnell fliegt, mit etwas hastigen Flügelschlägen und meist niedrig über die Erde hinstreichend. Nur im Frühjahr schwingt er sich bisweilen zu unermeßlicher Höhe in die Lüfte empor.

Alles Reisen hat ihn aber doch nicht tollkühn gemacht — man sieht: er ist das Muster eines Reisenden, und jeder, der reist, könnte sich an seinen Gewohnheiten ein Beispiel nehmen. Immer

und überall richtet sich sein Verhalten nach den ihn umgebenden Verhältnissen, er sammelt Erfahrungen und verwertet sie mit wirklicher Ueberlegung. Wohnt er in Städten, so kümmert er sich nicht im geringsten um den Stadtlärm, er fühlt, daß ihm hier niemand nachstellt, und daß er nur ein Sandkorn im Getriebe ist. Ist er aber in der freien Natur, so weicht er jeder möglichen Gefahr ängstlich und vorsichtig aus und wendet die seltsamsten Verhaltungsmaßregeln an, um sein Leben zu schützen. Beispielsweise zieht er beim Sitzen immer den Hals ein, so daß der runde Kopf auf den Schultern zu ruhen scheint; die weiße Kehle ist dann weniger sichtbar. Auch schläft er am liebsten in Nadelholzwäldern und meidet nach Möglichkeit die Laubwälder. Bietet sich ihm jedoch absolut kein anderes Schlafquartier, so sucht er die höchsten Aeste dichter Bäume auf und begibt sich erst spät zur Ruhe, wenn das andere Getier des Waldes meist schon schläft.

Bei Vögeln ist er wenig beliebt, denn sie bilden seine Hauptnahrung, und er hat eine unheimliche Sicherheit, sie zu packen. Unter Rebhühnern und Tauben richtet er arge Verwüstungen an. Wo ein Falke sich blicken läßt, verkriechen sich die Vögel, denn auch die größte Schnelligkeit des Flugs vermag sie nicht vor dem beutegierigen Falken zu retten. Er holt sie ein und beißt ihnen die Gurgel heraus. Nicht einmal die mutigen Krähen, die doch mit allen anderen Falken den Kampf aufnehmen, lassen sich mit den Wanderfalken auf ein Gefecht ein. Sie wissen, daß sie unbedingt den Kürzeren ziehen würden.

Daß die Jäger ihn bei uns mit Eifer verfolgen, ist verständlich, da der Schaden, den er anrichtet, sehr groß ist; denn er ist durchaus Feinschmecker. Außer den Rebhühnern hat er es besonders auf die Kiebitze abgesehen. Und so schön dieser stolze, gewandte Vogel sein mag, kann doch nicht geduldet werden, daß er sich die wertvollsten Vögel für seine Tafel wegschnappt. Wir müssen uns auf Reisen auch oft mit bescheidener Kost begnügen. In Einzelexemplaren und als Gast wollen wir diesen forschen Jäger gern in unseren Landen sehen, aber nicht als häufige Allgemeinerscheinung. Wenn wir daher in diesen Tagen auch die Wanderfalken zum Zuge nach dem Süden rüsten sehen, so wollen wir sie nicht aufzuhalten versuchen, sondern ihnen glückliche Reise wünschen. Gewiß winken ihnen hundert herrliche Erlebnisse in der schönen Welt — wir geben ihnen Grüße mit —, vielleicht treibt auch uns der Herbst noch hinaus, zum Wandern, zum Schweifen!

Hans Viktor Brennicke.

Unser Gärtchen.

Von Else Lasker-Schüler.

Als mein Vater noch die Wege mit glitzerndem Kies schmücken ließ, dessen Kristall wir beide von der Laube aus bewunderten, da wurde ich mir des kleinen Gartens noch gar nicht recht bewußt Eigentlich war es ja ein lebendiger Spielladen mit grünerlei Bäumen und blühendbehangenen Sträuchern, die die vielen bunten Blumeln, die Primeln, die Vergißmeinnicht, samtnen Stiefmütterchen und Astern und Georginen beschatteten. Heute möchte ich nur den ganzen kleinen Garten in ein Glas auf meinen Tisch stellen. Im Herbst fielen die wilden Kastanien aus ihrer Stachelhülle auf den schon zertretenen, mit Erde vermischten Kies; manche auch ins zottige, abgenutzte Gras, plumps! hinein. Wir Kinder hoben die grünen Igel auf; so nannten wir die entzückenden Dinger und brachten sie auf den eisernen, runden Tisch, darauf wir Markt spielten, meine vier Freunde und ich. Und sammelten die großen, vom Regen schon rostigen Blätter, rippten sie aus oder banden sie zu Kohlköpfen zum Verkauf für unseren Stand. Machten uns an die Sträucher, wir kleinen Räuber, denn nach den milchigen Knallerbsen war große Nachfrage. Vorsichtig legte ich eine nach der anderen den Jungens in die Hand. Ich durfte sie nur abpflücken und haftete für die Zahl. Der Pülle-Kaufmann aber ließ heimlich — wie er versicherte unabsichtlich — ab und zu eine besonderes dicke zur Erde fallen und knallte sie mit dem Absatz auf. Meine Freunde trappelten dann vor Wut auf die späten Beete, purzelten kopfüber in die Dornen der Rosenbüsche. Voll Kratzwunden, in den vielen Fingerchen Dornensplitter, lief jeder von uns heulend zu seiner Mama; trafen uns aber sehr bald wieder mit getrösteten Schokoladenmäulern am Garteneingang, dem Pülle klebte zwar eine Korinthe in der Grube seines runden Kinns. Unser kleiner Garten war unser gemeinsames Spielzimmer geworden, das heißt nur im Herbst, denn schon im Vorsommer trank „Frau Schüler" — unter der Silberesche mit ihren Töchtern Kaffee. Meine fünfjährigen Freunde hatten enormen Respekt vor meiner Mama, sie war auch gar nicht mit anderen Mamas zu vergleichen. Auch sprach sie französisch zu meinen älteren Schwestern, namentlich dann, wenn wir Kinder etwas nicht wissen sollten, meist handelte es sich um freudige Ueberraschungen. Nur in ihren Sonntagsanzügen wagten sich meine Spielgefährten schüchtern mit einer Bestellung von zuhause an meine lächelnde, majestätische Mama heran, die sie aber auch dementsprechend wie junge Gentlemans aufmerksam behandelte; bis sie sich nach einer Weile manierlich mit einem tiefen Knicks und einem Stück Torte mit Frucht, gesittet verabschiedeten; durch die Gartenpforte stolzen Mutes schoben. Zwischen den lappigen, behaarten Blattohren reiften endlich die Haselnüsse! Von denen wußten nur Alfred Baumann und ich. Ich hatte Vertrauen zu ihm, er war auch schon sieben Jahre alt, trug das Haar an der Seite gescheitelte, und nicht wie die Borsten einer Zahnbürste kratzbürstig zu Berge. Und seine herrliche karierte Krawatte paßte genau zu meinem Kleidchen. Er war mein Bräutigam — und duldete nicht, daß mich die anderen Jungens pufften. Er kehrte regelrecht über den Zaun geklettert zurück, wenn der Paul Stern und der andere Pülle und der gelehrte Walter, der schon eine Brille trug, nach Hause rannten. Seine neuen, großen Vorderzähne verstanden im Nu die Nüsse aufzuknacken, es krachte nur so, und wir guckten uns um, wie emsige Eichhörnchen. Er gab mir stets den ersten Kern zu beißen, er war Kavalier, wenn er darnach auch zwei Nüsse für sich hintereinander aufknackte und die Schalen einfach in den Strauch zurückspuckte. Eine einzige von den geheimnisvollen Nüssen schmeckte uns besser als eine ganze Düte auf dem Markt gekauft. Manchmal fanden wir auch noch Stachelbeeren und Johannisbeeren an einem Strauch, die mein Vater mit des Gärtners Beihilfe vermählt hatte. Ein kleines Naturspiel. Streng verbotene Früchte; denn die pflückten meine Schwestern für die Köchin zur Beigabe des Bratens ab. Aber auch an unserem sauren Kirschenbaum hing noch eine herzige, rote Kirsche, oben am Gipfel, ganz hoch im Geäst. Er blühte im Mai wie rosiger Schnee über dem Balkon unseres Turmes. Wir planten — der Alfred Baumann und ich — plötzlich flog eine Kohlmeise an uns vorbei, entdeckte die willkommene Speise; schon saß sie auf dem entblätterten Ast oben in der verblühten Krone, blähte sich, lachte rund ihr gefedertes Bäuchlein auf, und speiste uns die Kirsche vor der Nase weg.

Aus aller Welt.

Ein Opfer der Röntgenstrahlen. Aus London wird uns berichtet: Der englische Arzt Dr. George C. W. Williams in London, ein bekannter Forscher auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen, wurde ein Opfer seiner Tätigkeit und mußte, da er unter Einwirkung der Strahlen schwer erkrankte, seine wissenschaftliche Arbeit einstellen. Er ist über 60 Jahre alt. Die britische Regierung hat ihm nur 1000 Mark jährlich als Pension ausgesetzt. Es ist daher erfreulich, daß er von seiten des Carnegie-Heldenfonds jährlich eine weitere Unterstützung von 2400 Mark erhält. Die Arbeit solcher Forscher müßte von den Behörden in allen Ländern viel höher gewertet werden, da sie besonders in der Krebsbekämpfung zum Segen der Menschheit dient.

Kinokönige zu Offizieren ernannt. Das Haupt des amerikanischen Kinotrusts Mr. Will Hays wurde von der amerikanischen Regierung zum Oberstleutnant in der Reserve der Kinoberatungsabteilung des Signalkorps der U. S. A.-Armee ernannt. Sein Mitarbeiter, Mr. Josse Lasky, wurde in der gleichen Abteilung zum Major ernannt. Die Absicht der amerikanischen Regierung ist dabei, die Filmunternehmung für die Interessen der Armee mobil zu machen. Es sollen überall im Lande mehr militärische Filme gezeigt werden. Für die Aufnahmen stellt sich die Armee zur Verfügung. Das alles klingt in der Tat nicht nach Pazifismus, der doch stets vom Präsidenten Coolidge betont wird. Trotz Völkerbundes wird überall in der Welt gerüstet, und nunmehr in verstärktem Maße sogar das Kino für die Kriegspropaganda benutzt.

Ein milder Richter. Vor dem Grafschaftsgefängnis in Mansfield (England) erschien in einem Prozeß ein Bergmann als Schuldner. Bekanntlich ist gegenwärtig im englischen Kohlenbergbau eine Krise, so daß viele Bergleute verkürzte Arbeit haben oder sogar arbeitslos sind. Der Angeklagte bewies, daß er nur 27 Mark wöchentlich verdiene, aber obendrein noch seine Mutter miternähren müsse. Trotzdem sei er bereit, monatlich 2 Mark Abzahlung zu leisten. Der Richter Mr. Turner wies darauf hin, daß eine solche Abzahlung unter diesen Umständen viel zu hoch sei. Er entschied, daß der Angeklagte monatlich nur 1 Mark abzuzahlen habe.

Fröhliche Ecke.



Rache eines Mieters.

Der Erdgeschoßmieter eines Hauses im Fabrikviertel der Großstadt war vom Hausbesitzer gekündigt worden. Er hatte die Wohnung baldigst zu räumen und sie laut Mietvertrag in dem Zustande, in welchem er sie bezog, wieder abzuliefern. Der Hausbesitzer war nicht wenig erstaunt, als er einige Tage nach der Kündigung eine Anzeige in der Zeitung las, worin der Ausgemietete ein Dutzend lebende, ausgewachsene — Ratten gegen gute Bezahlung zu kaufen suchte.

Vorschlag zur Güte.

„Wiederhole die Geschichte von Schneewittchen, die ich euch eben erzählt habe," sagte der Lehrer zu Bobby.

Der aber meinte: „Och, erzählen Sie sie man lieber selber noch mal, Sie können das doch besser als ich."

Diensteifer.

Ich bringe einen eingeschriebenen Brief zur Post. Der Beamte löst erst rasch sein Kreuzworträtsel hinter einem Regal zu Ende, dann säubert er sich mit einem zugespitzten Streichholz die Nägel, und schließlich kommt er zum Vorschein und läßt sich auf seinem Platz hinter dem Schalter nieder. Er beäugt meinen Brief. Dann meint er: „Das kann ja kein Mensch lesen."

Ich frage: „Was kann kein Mensch lesen?"

„Na, hier, ein paar Worte sind vollkommen unleserlich."

„Welche?"

„Rennstallstraße 9 bei Schneider."

Er weiß sich zu helfen.

„Wie gefällt es Ihnen in Ihrem neuen Wochenendhäuschen?"

„Wissen Sie, es ist etwas schwach gebaut, aber wenn ich mal niesen muß, gehe ich eben in den Garten."

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. Alexander Jursch, Poznań.